

(Nachdruck verboten.)

18)

Joseph Conroy.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

Der Wagen fahrte gegen vierzig Personen; alles schmutzig gekleidete, unrasierte Leute, deren Gesicht Spuren von Hunger und Entbehrung zeigte. Einige hatten etwas zum Essen in ihren Taschentüchern eingebunden, und einigen guckten aus ihren Taschen die Flaschen heraus. Alle hatten ungekämmtes Haar, ungeputzte Stiefel, schmutzige Hände und waren im Gesicht ungewaschen. Einige schliefen, andere rauchten, und drei oder vier versuchten, sich über die anderen lustig zu machen.

„Wach' auf, Jim!“ rief ein junger Mann, einen älteren Kameraden anstößend. „Wenn Du nicht zu arbeiten hast, schläfst Du ja immer, alter Junge.“

Jim erhob sein Haupt und sah den Mann, der ihn angeredet hatte, recht dumm an. Dann ließ er seinen Kopf wieder zurückfallen und schlief weiter.

„Habt Ihr denn schon gehört, was wir Arbeitslosen am Jubiläumstage thun sollen?“ fuhr der junge Mann fort, sich an die anderen wendend.

„Was denn?“

„Wir sollen zu zwei und zwei Cheapside hinunter an der Königin vorbei gehen; wir sollen Rufe thun in weißen Gewändern und mit Lichtern in der Hand; so habe ich es wenigstens in der Zeitung gelesen.“

Dann sangen die Leute ein Lied, das anfing:

„Auf der Landstraße sind verhungert wir.“

Der Wagen war voll Tabakrauch und dabei alle Fenster geschlossen. Die Leute schienen sich in diesem Dunst wohl zu fühlen. Jos jedoch, in dessen Lunge wohl noch einige Spuren frischer Landluft zu finden sein mochten, glaubte erstickt zu müssen. Die Hände in den Taschen, sah er aufrecht da, sprach kein Wort und sah starr vor sich hin. Seinen Gefährten gegenüber bewahrte er eine abwartende Haltung. Selten jagte er mehr als „Ja“ oder „Nein“. Wenn er wollte, konnte er sich ganz gut unterhalten, ja er war sogar zu Zeiten selbst überrascht, wenn er sich sprechen hörte, denn, wie es oft bei ungebildeten Leute der Fall ist, er wußte mehr, als er zu wissen glaubte; es war ihm lieber, wenn er still sitzen und zuhören konnte; sehen, hören und sich eine eigene Meinung bilden.

Auf jeder Station stiegen neue Passagiere ein, und da für sie Sitzgelegenheiten nicht mehr vorhanden waren, so stellten sie sich in die Mitte des Wagens, lehnten sich gegen die Fenster oder setzten sich auf die Kniee der bereits Anwesenden. „Hallo, Tom“ und „Geda, Bill“ hörte man auf jedem Bahnsteig rufen, damit war die Einladung gegeben, eine Prieme Tabak zu nehmen oder jemandem irgend einen Gefallen zu erweisen oder von ihm entgegenzunehmen. Diese Leute leben von der Großmuth ihrer Kameraden, und das einzig Gute, das von der Arbeitslosigkeit herankommt, ist der Grundsatz: „Ich helfe Dir und Du hilfst mir, weil wir Beide in der menschlichen Gesellschaft keinen Platz finden können.“

In Tibal Basin stiegen sämtliche Leute aus und verließen den Bahnhof. Sie gingen nach den Docks, wobei einige unterwegs erst in einer „Destille“ einkehrten und es den andern überließen, sich an den Thoren der Docks, an denen bereits Hunderte von Männern standen, herumzudrücken und zu stoßen. An den Thoren der Albert und Victoria Docks standen Schulkente, die die Ordnung aufrecht erhielten, während die Leute eintraten, um sich zunächst nach einerin bedeckten Schuppen zu begeben, um sich das Recht zu erbetteln, sich den ganzen Tag placken und wie Galeerenflaven arbeiten zu dürfen, nur um für die Frauen und Kinder ein paar Pfennige Geld zu verdienen.

Auch Jos und sein Freund traten in diesen Schuppen und brauchten dort nicht lange auf den Arbeitsinspektor zu warten, der ein Notizbuch und mehrere Zettel in seiner Hand haltend, bald erschien. Sein Gesicht hatte jedem Künstler als Studie dienen können. Er sprach zu den Leuten in einem Tone, in dem eben nur ein Arbeitsinspektor sprechen kann, in einem Tone, in dem hungernde, arbeitslose Geschöpfe nur von ihresgleichen angesprochen werden können. Und doch würden diese Leute, nur um Arbeit zu bekommen, ihm den

Staub von seinen Füßen geküßt haben, ja sie würden ihn als Gott verehrt haben, wenn er zu ihnen gesagt hätte: „Vetei mich an, und ich will Euch Arbeit geben.“

Abgemergelte Gesellen gingen auf diesen Arbeiter-Zens zu, und ihre hohlwangigen Gesichter sprachen: „O, Du Mächtiger, habe Gnade mit uns.“

Jos wurde „aufgestellt“. Er folgte dem Inspektor eine weite Strecke Weges zwischen großen Magazinen hindurch, in denen ungeheure Kisten voll Tabak, die gewogen und geprobt werden sollten, aufgestapelt waren. Kolossale Ballen mit Tabak waren über einander geschichtet und warteten auf Käufer. Der Fußboden war mit Tabakblättern bestreut und überall roch es nach Tabak. Durch die offen stehenden Thüren konnte er sehen, wie Arbeiter Blätter zu Musterbündeln packten und dabei sorgfältig den Tabak schmeckten und prüften und die guten Blätter von den schlechten sonderten. Jeder, den er traf, kante Tabak.

Man hieß ihn, beim Fortschaffen einiger Ballen behilflich zu sein, und der Inspektor gab ihm Anweisungen, wie man die Ballen anfakt und weiter schleppt, die er jedoch nur sehr schwer in die Praxis umsetzen konnte. An schwere Hände-Arbeit war er nicht gewohnt und er stellte sich daher ziemlich unbeholfen an. Aber seine Kameraden nahmen Rücksicht auf ihn und halfen ihm auf alle mögliche Art. Als er mit anderen zusammen große Fässer wiegen und proben sollte, wobei die Fässer auf die Waagschale gekippt und ihre Weisen ab und wieder aufgeschlagen werden mußten, gab man ihm die leichteste Arbeit, die darin bestand, daß er mit einer eisernen Stange Muster aus den Fässern ziehen sollte. Sein Fremd war anderswo hingeschickt worden, aber die anderen Dockarbeiter waren ebenso willig, ihm alles zu zeigen, und ihnen hatte er es zu danken, daß er vom Ober-Inspektor nicht „weggeschickt“, oder dem Inspektor als ein „Fauler“ gemeldet wurde.

Den ganzen Tag über gab es dieselbe Arbeit: hochheben, fortzuschaffen, wiegen, proben, Muster ziehen und Tabak kanten. Eine Stunde nach der andern verging, und nichts unterbrach die Einförmigkeit der Arbeit, mit Ausnahme einer halben Stunde „Frühstück“, in der die Leute an den Fluß hinuntergingen, um sich zu erfrischen, rauchten und etwas zu sich nahmen, wenn sie etwas zu essen hatten.

Es war eine Schande, wie hier mit dem Tabak umgegangen wurde! Beschädigte Ballen wurden verbrannt, das Aussehricht in den Ofen geworfen, und dabei war es den Leuten streng verboten, auch nur ein Blättchen weg zu nehmen.

Endlich war auch dieses Tagewerk vollendet, und mit ein paar Schillingen in der Tasche zogen die Leute zu den Thoren hinaus. Ein Teil begab sich geraden Weges zur Bahn, während ein anderer Teil, und zu diesen gehörte auch Jos, in eine der nahe gelegenen „Destillen“ einkehrte, wo sie Kameraden trafen, die nicht „aufgestellt“ worden waren, und die in der Hoffnung, daß die Unternehmer doch noch Leute brauchen würden, dort den ganzen Tag unher gelangert waren.

„Morgen geh' ich auf „die Wanderschaft“, sagte ein kräftig aussehender Mann. „Meine Alte ist krank, und wenn ich erst weggemacht, kriegt sie vielleicht was vom Armeenvorsteher. Jungens, vielleicht greift Ihr mir auch mit ein paar Kupfern unter die Arme. Wenn ich erst wieder Geld habe, soll es mir bei Euch auch nicht darauf ankommen.“

Eine zerfetzte Mühe in der Hand haltend, ging er von Mann zu Mann. Auch Jos ließ einen Penny hineinfallen. Und als er das Geld klingen hörte, mußte er an eine Geschichte denken, die er zu Hause, in seinem Dorfe hatte erzählen hören, eine Art Sage, die sich vom Vater auf den Sohn fort-pflanzte, die aber niemand recht glauben wollte. Ein „Fechtbruder“ soll einmal im Gehölz tot aufgefunden worden sein, und nach dem Ausspruch des Doktors soll der Tod „durch Verhungern“ erfolgt sein.

„Was heißt denn das eigentlich „auf die Wanderschaft gehen“? fragte er den Besitzer der zerfetzten Mühe, der sich anschaute, die gesammelten Münzen in sein Taschentuch einzubinden.

„Was das heißt? Du schläfst in einem Graben, und dafür brauchst Du ja nichts zu bezahlen. Wenn Du kannst

kriegst Du einmal Arbeit, und wenn nicht, so fängst Du Dir ein Kaniichen oder stiehst Dir ein Subn. Wenn die Kinder einen sehen, reißen sie aus, und die Weiber behandeln einen, als ob man der reine Gottseibeiuns wäre. Oft wird man auch aufs „Amt“ geschleppt, und wenn ein Pfaffe bei der Jury ist, dann ist die Sache faul. Aber man schlägt sich doch wenigstens durch, und wenn das Weib im Sterben liegt und man nicht dabei stehen und helfen kann, dann ist es schon das Beste, auf die Wanderschaft zu gehen — wenigstens für mich.“

„Komm mit!“ redete ein Mann Jos an. „Wenn Du nicht rasch machst, werden wir noch den Zug verpassen.“

Es war eine recht laute Gesellschaft, die an diesem Abend von Tidal Wasin zurück fuhr, ganz verschieden von der, die am Morgen hinaus gefahren war. Man sang, jubelte, lachte, stritt sich um die Plätze und riß Witze. Jos war eingeschlafen, und erst am Bahnhof in der Fenchurch-Strasse wachte er auf. Er rieb sich die Augen, und jetzt erst kam ihm seine Umgebung zu Bewußtsein. Er war nun ein Doctarbeiter. Er sah so aus, wie seine Kameraden, und seine Kameraden sahen so aus wie er. Als er mit Jim und Bill, die neben ihm taumelten, aus dem Wagen stieg, merkte er, wie sich die Leute abwandten. Er fühlte es, daß er jetzt tiefer gesunken war als vorher und daß es doch einen großen Unterschied giebt zwischen einem Zimmermann, der seine gute Arbeit hat, und einem Doctarbeiter. Er zog seinen Hut tief über den Kopf, als wünschte er, nicht erkannt zu werden. Am Ausgang des Bahnhofs verabschiedete er sich von den Kameraden und machte sich auf den Weg nach seinem Asyl.

So weit war er also gekommen!

Nun, er konnte es nicht ändern. Es war nicht seine Schuld. Gestern war er ein Bettler, krank, ohne Pfennig Geld, ohne einen Freund. Heute hatte er doch wenigstens ein paar Schillinge in der Tasche, und wenn seine Kameraden auch rohe Gesellen waren, ihm gegenüber hatten sie sich doch recht freundlich erwiesen.

War es seine Schuld?

Und überdies hatte er doch wenigstens noch ein bißchen Glück gehabt, denn er war doch „angestellt“ worden, während sehr viele draußen den ganzen Tag herumlungerten und nichts zu thun hatten.

In einem Schaufenster konnte er sich im Spiegel sehen, und — schauernd wandte er sich ab. Quer über den Rücken zeigte sein Rock einen mächtigen Riß; einen Kragen trug er nicht mehr, und nur ein Stück von einem alten Flanellhemd hatte er um den Hals gebunden. Seine Stiefel waren voller Sand, der seine Füße bluten machte. Er konnte sehen, wie das Blut durch die Löcher seiner Stiefel auf das Pflaster fiderte.

Nun, es blieb ihm also nichts übrig, als nochmals wo einzufahren und ein Glas „mit Etwas“ zu sich zu nehmen, bevor er nach seiner „Penne“ ging. Für drei Pence Schnaps kostete ihm doch nicht so viel als ein Abendbrot und that ihm auch besser. Nebenan war eine „Destille“, hier wollte er „Einen“ nehmen und dann direkt zu Bett gehen, denn die Beine schmerzten ihn, und er war so steif, daß er kaum die Hand hoch heben konnte.

Jos ging hinein.

Ein halbes Duzend Männer und Mädchen saßen dort und tranken. Zimttöpfe gingen von Hand zu Hand. Auf derbe Scherze wurde mit Gelächter geantwortet. Die Gesellschaft war laut, und der Wirt veranlaßte sie, noch immer lauter zu werden.

Jos ließ sich ein Glas Schnaps geben. Und dann, nicht an sich und seine Umgebung denkend, kimperte er mit ein paar Schillingen in der Tasche und ließ bald für diesen Mann, bald für jenes Weib ein Glas eingießen. Mit den Armen lehnte er sich auf den Schenktisch und hörte zu, wie die Männer und Frauen, die er freigehalten hatte, sangen: „Denn ein lieber, guter Kerl ist er.“

Endlich verließ er das Lokal und schritt seinem Asyl zu.

„Soll ich Sie vielleicht nach Haus begleiten?“ hörte er jemanden fragen.

„Warum? Westwegen?“ antwortete er. „Wer ist da.“

„Die Leute lachen Sie ja aus,“ sagte das „Eichläschen“. „Sie können ja nicht mehr gerade gehen. Was haben Sie denn gemacht?“

„Auf den Docks gearbeitet.“

„Ja,“ sagte das „Eichläschen“, ihn altklug ansehend. „Komm mit nach Hause, Jos.“

(Fortsetzung folgt.)

Affaf Affajitsch.

Von R. P. Stepanenko.

I.

In der großen, ein wenig dunklen Bäckerei des Affaf Affajitsch herrschte eine ungewohnte Erregung. Mehr als zwanzig Jahre hatte Affaf Affajitsch seine Ware allen Bewohnern des Ortes geliefert, hatte es den verschiedenartigsten Kunden recht zu machen gewußt, und nun — war etwas Unerhörtes geschehen.

Ein ständiger Kunde nach dem andern erschien in der Bäckerei, bezahlte unaufgefordert seine Rechnung und sagte: „Schiden Sie uns Ihr Weißbrot nicht mehr — wir danken.“ Der stets dienstfertige Gehilfe des Affaf Affajitsch, Peter Dychlo, fragt regelmäßig: „Aber, ich bitte Sie, Ew. Hochwohl . . . Was hat Sie erlitten?“ Und regelmäßig erhält er die gleichlautende Antwort: „Nicht mal reden will ich mit Ihnen. Ihre Ware ist das reine Gift . . .“

Achselzuckend entzernen sich die Käufer und wundern sich unwillkürlich, wie sie es fertig gebracht haben, sich so lange von einem Gebäck zu nähren, wie es es ihnen Affaf Affajitsch geboten hat.

Noch war der Mittag fern, aber schon hatten die Hälfte der ständigen Kunden erklärt, daß sie mit Affaf Affajitsch nichts mehr zu thun haben wollten. Nach ihnen erschienen die Straßenhändler und meldeten unter bitteren Klagen, daß niemand mehr von ihnen Weißbrot kaufen wolle. „Sobald man nur hört, daß wir von Affaf kommen, wirft man das Brot auf den Boden! Einfaches Brot, Sitnil, wird, mit Erlaubnis zu sagen, gegessen, unser Weißbrot jedoch will man nicht! . . .“

„Ach, Ihr Dummköpfe,“ ruft Dychlo ärgerlich, „komet Ihr nicht sagen, Ihr lämet aus einer anderen Bäckerei! Als ob das Publikum etwas merkt.“

„Gewiß sagen wir's. Aber Ihr Feinbrot hat einen Geruch, den man nicht verhehlen kann.“

„Unstim, was soll das für'n Geruch sein? Wonach riecht unser Weißbrot?“

„Wonach?“ fragt langgedehnt der alte Hausierer. „Ja, wie nennt man es doch . . . Ich hab's vergessen . . . Ja, richtig, Margarine!“

Dychlo gerät in Wut.

Der Meister und er hatten das Geheimnis, daß sie die Butter durch Margarine ersetzt haben, wie ihren Augapfel gewahrt, und nun waagt man es, ganz laut solche Dinge zu sagen! . . . Komm hatte Dychlo die um ihren Verdienst gekommenen Hausierer hinausgejagt, als der Meister selbst im Verkaufslokal erschien. Sein kaltes Gesicht, das sonst stets den Ausdruck triumphierender Frechheit zur Schau trug, war traurig. In der Hand hielt er ein Paß offener und geschlossener Briefe und blickte unruhig um sich.

„Niemand da?“ fragte er. „Ach, wie bin ich müde. Gegen mich . . . Um mich . . . Was ich sagen wollte . . .“ Es gelang Affaf Affajitsch dann, seinen Schreden zu überwinden, und er fuhr fort: „In unserer Stadt fängt man an, lose Streiche zu machen! Auf offener Straße traten eben gewisse Leute zu einem ehrbaren Greise und fingen an zu — pfeifen. Verstehst Du? Sie sehen einem ins Gesicht und — pfeifen . . . Hast Du nichts gehört, Dychlo?“

„Vieles, was geplappert wird. . .“

„Du hast etwas gehört? Was hast Du gehört, Dychlo?“ fragte Affaf Affajitsch.

„Ja, wovon reden Sie, Meister? Vielleicht von der gestrigen Geschichte? Nichts Besonderes! Um jeden Streit kann man sich nicht kümmern; bei uns aber steht es schlimm. Man kauft kein Weißbrot!“

„Man kauft nicht? Warum kauft man nicht?“ Affaf Affajitsch wirft einen Blick auf die vollen Regale und Körbe, sieht den Haufen der Kontobücher, bemerkt sofort die Leere der Kasse und sagt dann, einen Seufzer unterdrückend: „Hat nichts zu sagen; man wird schon wieder kaufen! Man braucht nur eine neue Sorte anzubieten.“

„Ich glaube, wir geben uns schon alle Mühe. Jeden Tag geben wir das Alte für Neues aus . . .“ erwiderte Dychlo. Der Meister schrie ihn jedoch sofort an: „Ob ich nur das Alte für Neues oder das Neue für Altes ausbebe, ist gleich; jedenfalls werde ich machen, wie ich will. Ich werde alles dransetzen, mit Schweinefett werde ich jedes Weißbrot bestreichen, mit Erdnuß jeden Zwiebad begießen . . .“

In diesem Augenblick trat der Briefträger ein und gab einen Stoß Briefe ab. Wunderbar gleichartig waren die Sendschreiben an Affaf Affajitsch. Als ob sie sich verabredet hätten, erklärten alle ständigen Kunden, daß sie nichts mehr mit ihm zu thun haben wollten und sagten ihm sehr deutlich die Wahrheit. Affaf Affajitsch knitterte diese Briefe zusammen, ohne sie zu Ende gelesen zu haben und warf sie auf die Diele.

„Dummes Volk!“ murmelte er, „was für ein dummes Volk! Zwanzig Jahre lang haben sie gegessen und waren zufrieden, und nun haben sie sich besonnen! Ihr werdet schon essen . . . werdet schon essen! Alle anderen Bäckereien werde ich kaufen, werde diejenigen schließen, welche nicht geschlossen sein wollen, und doch recht behalten. Der Kreischef selbst ist mein Brot, und sie . . . sagen ab!“

Affaf Affajitsch wurde ganz bleich, als er den Paß offener und geschlossener Briefe durchmusterte. Endlich lachte er laut auf; Erschrämt fuhr Peter Dychlo, den die ungewohnte Stille eingeschläfert hatte, zusammen.

„Schickst Du das Weißbrot ins Asyl?“ fragte der Meister mit harter Betonung.

„Zu Befehl. Gestern wurde jedoch das Weißbrot zurückgeschickt. Man wolle es nicht, sagte man.“

„Nun will nicht!“ rief Assaf Assafitsch mit heiferer Stimme. „Wie gefällt Dir das? Sie wollen nicht! . . . Nun dann ist es eben nicht mehr nötig.“

„Vielleicht befehlen Sie, daß man zu morgen ein kleineres Gefestück setzt?“ fragte Dyshlo.

„Nicht rarissonieren!“
Dyshlo verstummte.

II.

Assaf Assafitsch saß am Fenster und dachte nach. Er dachte daran, wie er als Lehrling zu Fuß in die Stadt gekommen war. Er träumte damals von Reichtum und Ruhm, und er war überzeugt, daß sich beides durch ehrliche Arbeit erreichen ließe. Assaf trat in eine gute Konditorei ein, lernte wunderhübsche Marzipanschlöffer machen und das Publikum gewann seine Ware lieb.

An den Sonntagen, wo die Menschen überhaupt mehr essen als arbeiten, ließen bei seinem Meister viele Bestellungen auf Marzipanschlöffer ein, und der junge Konditor Assafa mühte sich, so sehr er konnte. Allmählich wurde der Ruhm des Assaf Assafitsch immer größer; andere Meister versuchten, ihn in ihre Dienste hinüberzuziehen, er aber hatte seine eigenen Gedanken.

An einem schönen Tage — einem jener hellen und klaren Tage, deren es in drei Jahren immer nur einen giebt — eröffnete Assaf sein eigenes Geschäft und setzte auf sein Schild die originelle Aufschrift: „Was Ihr wollt, Ihr haben sollt.“

Das Publikum freute sich, endlich mal eine solche Bäckerei gefunden zu haben. Assaf Assafitsch bekam großen Absatz — er wollte aber mehr, wollte Geld, Reichtum, Macht.

Da half ihm sein Patriotismus weiter.

Eines Tages erklärte er, daß man nur nationales Brot essen dürfe, und dann machte er sich mit ganzer Energie an die Arbeit. In seinem dunklen und menschenleeren Geschäft wurden die Kalatschi in der That äußerlich sehr gut, wenn auch schmacklos hergestellt. Das andere Gebäck aber — polnisches und französisches Brot, Wiborger Kringle, deutsche und jüdische Pudding — wurde unglaublich schlecht geboden. Bittere Butter und muffiges Wehl wurden absichtlich verwandt und mit liebenswürdiger Miene sagte Assaf Assafitsch den Käufern:

„Sehen Sie, ich führe auch das, ein anständiges Publikum wird jedoch natürlich so etwas nicht kaufen!“

Selbstlob wirkt stets auf die Menge, sie läßt sich durch solche Einflüsterungen nur zu oft bestimmen. Der vielgewandte Assaf Assafitsch aber lachte sich ins Häuschen, baute sich ein Haus nach dem andern und dachte: „So lange ich lebe, werden die Dummköpfe nicht alle!“

Kleine Unannehmlichkeiten passierten auch Assaf Assafitsch. Es kam vor, daß eine große Schabe in das Runderbrot geriet oder ein Stück Vast in Kalatschi zu finden war. Deshalb regte sich jedoch der Meister keineswegs auf. Er nahm dann gewöhnlich eine häusliche Untersuchung vor und teilte den Kunden mit: „Es ist eine deutsche Intrigue, die gegen mich ins Werk gesetzt worden ist! . . . Von Reid erfüllt haben die Deutschen jemanden hergeschickt, um das Geheimnis der Bereitung russischer Kalatschi zu stehlen.“ Und die Käufer glaubten ihm.

Als die ständigen Kunden mit den Jahren älter wurden, würzte Assaf Assafitsch seine Waare mit pikanten Dingen und war noch mehr bemüht, es ihnen recht zu machen. Er that ihnen alles zu Willen, that es in einem Grade, daß er manchmal in der Nacht erröthete, da sich etwas wie ein Gewissen in ihm zu regen begann. Dann dachte er: „Wozu eigentlich mühe ich mich ab? Geld habe ich jetzt genug und könnte mir auch an meine Seele denken. Ich müßte mir einen guten Nekrolog verdienen.“ Wenn aber der Morgen kam, und die Glocke der Kadenthür erklang, dann lachte er über seine Nachgedanken.

„Werden es auch so fressen! . . . Sie haben sich gewöhnt und werden nun essen, was man ihnen auch geben mag . . .“

III.

Und nun plötzlich eine solche Veränderung! Die ständigen Kunden sagen ab. Assaf Assafitsch erleichtert und beißt sich in die Lippen. Es kam ihm in den Sinn, daß ein derartiges einmütiges Verhalten der Käufer keine russische Erscheinung sei, daß Amerika diese moralische Strafe erfinden habe und daß sie einen seltsamen Namen trage.

„Wie war das doch?“ Und er suchte auf das Wort zu verfallen, es kamen ihm aber nur russische Worte in den Sinn und solche häßlichen wie „Unzufriedenheit der Gesellschaft . . . Verachtung . . . einmütiger Tadel . . . Unwille.“ „Ach ja, . . . Boykott!“ fiel es ihm endlich ein; das Fremdwort beleidigte sein Ohr in geringerem Maße. Und der alte Assaf Assafitsch weinte; er weinte und hatte das Gefühl, daß auch der Nekrolog, von dem er in den Nächten so viel geträumt hatte, der Nekrolog, welcher Dugende schmeichelhafter Ausdrücke enthielt, niemals in den Spalten der Gouvernementszeitung erscheinen werde. Der Redacteur des amtlichen Teiles dieser Zeitung hatte gleichfalls auf seine Ware verzichtet und am Schlusse seines Briefes ein kleines Börtchen hinzugefügt. Es war undeutlich geschrieben, trieb aber dennoch die Rote in die Wangen des Assaf Assafitsch, obgleich er sich nicht entschließen konnte, es laut zu lesen.

Um die Geister zu beruhigen, gab Assaf Assafitsch folgende Erklärung ab:

„Intrigen! Eigentlich ist eine Kleinigkeit passiert . . . Eine kleine Maus hat man im Kalatschi gefunden und sich darüber so gefreut, deshalb solchen Lärm erhaben! . . . Als ob so etwas nie vorgekommen wäre . . . Bei anderen ist es noch schlimmer: Ratten hat man ins Runderbrot hineingebaden, und hier . . . hat ein Mäuschen sie gestört. Alles Intrigen! . . .“

Und das Publikum?

„Lauter Dummköpfe!“ . . . sagte Assaf Assafitsch zwei Tage später. —

Kleines Feuilleton.

gk. Die geistige Thätigkeit der Somnambulen. Es ist der Wissenschaft noch immer nicht gelungen, eine völlig befriedigende Erklärung des merkwürdigen seelischen Zustandes, der mit dem Namen Somnambulismus bezeichnet wird, zu finden. Man kennt nur die Thatfachen; die Erscheinungen des „Schlafwandels“ und „Schlafhandelns“ hat jeder schon gesehen oder wenigstens von ihnen gehört. Dafür daß sich im Somnambulismus auch eine komplizierte geistige Thätigkeit vollziehen kann, stellt eine englische Zeitschrift eine Anzahl von Beispielen zusammen. Einen Uebergang zum Nachtwandeln stellt die bei nervösen, meist jugendlichen Personen auftretende Neigung zu lebhaften Träumen und lautem Sprechen dar, die durch die Helligkeit des Schlaftraums begünstigt wird. In das Gebiet des Somnambulismus gehört es, wenn bei Dichtern während des scheinbaren Schlafes eine so lebhaft und erfolgreiche Thätigkeit der dichterischen Phantasie ausgeübt wird, daß deren Produkte als fertige Kunstwerke gelten können. Coleridge, der von Jugend auf fränkende englische Dichter mit seiner prachtvoll wilden Phantasie, ist hier an erster Stelle zu nennen. Das schöne, wenn auch unheimlich anmutende Gedicht „Kubla Khan“ hat er in einem solchen Zustande concipiert. Eines Morgens erwachte er, und die ganze Dichtung war fertig in seinem Kopf; jede Zeile war während des Schlafes ausgearbeitet. Er setzte sich sofort an seinen Schreibtisch und brachte die Dichtung ohne Zögern, so wie sie jetzt vorliegt, zu Papier. Unglücklicherweise war ihm der Schluss entfallen — die Dichtung ist stets unvollendet geblieben. Ebenso litt Voltaire unter dem Somnambulismus und einige seiner besten Gedichte sind während der Zeit der Bewußtlosigkeit entstanden; er schrieb sie dann nieder, wenn er erwachte. Edgar Allan Poe verfaßte viele seiner „Erzählungen der Phantasie“ in diesem Zustand; die „Maske des roten Todes“ war das Resultat eines Traumes, in dem der Inhalt der Dichtung mit greifbarer Deutlichkeit vor ihm erschien. Man erzählt sogar, sein Gedicht „Die Glocke“ sei in einem Zustande der Betäubung entstanden. Aber auch aus dem Leben einfacher Leute werden Fälle mitgeteilt, in denen sie als Nachtwandler Arbeiten ausführten, für die ein verwickelter geistiger Prozeß die Voraussetzung bildet. Vor einigen Jahren wurden die Einwohner von Oxford durch die Nachricht beunruhigt, daß ein „gespenstischer Schiffer“ jede Nacht auf dem Flusse erschiene. Der „Geist“ ruderte jedesmal in einem schmalen Rennboot mit großer Schnelligkeit. In einer Nacht wartete jedoch ein beherzter junger Doktor, der der Sache auf den Grund kommen wollte, am Ufer des Flusses auf die Ankunft des Gespenstes. Es kam endlich, und er sah nun, daß der „Geist“ am Landungsplatz Halt machte, ausstieg und das Boot in das Boots- haus brachte. Als der Doktor sich näherte, bemerkte er, daß dem Nuderer von der heftigen Anstrengung der Schweiß vom Gesicht rann; nunmehr erkannte er auch, daß es einer seiner Kameraden war, und daß er ganz fest schlief. Die schwere Arbeit, die der junge Mann in jener Zeit verrichtete, hatte sein Gehirn überreizt. Daß Nachtwandler auch reiten können, zeigt folgendes Beispiel: Ein alter Landmann von großem Ruf in Norden Englands pflegte in der Nacht, wenn er scheinbar fest schlief, aufzustehen, und nachdem er sich angekleidet hatte, in den Stall zu gehen, ein Pferd zu fassen und einen langen Ritt zu machen. Er galoppierte dabei so wild, daß er beim Nachhausekommen von Kopf bis Fuß mit Schmutz und die Flanken des Tieres mit Blut und Schaum bedeckt waren. Auf den Rat eines Arztes weckten die Angehörigen ihn nicht, aber sie suchten ihn am Ausritt zu verhindern, indem sie ihm Schwierigkeiten bereiteten, den Sattel verstedten usw. Aber der alte Herr bestieg eines Nachts sein Pferd ohne Sattel und — er lehrte nicht mehr zurück. Man fand ihn am nächsten Tage tot auf den Dünen, er war vom Pferde gefallen und hatte das Genick gebrochen. Ein anderer Somnambule, der Organist einer Kirche in einer großen Stadt war, hatte die Gewohnheit, nachts aufzustehen, die Kirche aufzuschließen und zu üben, indem er selbst die Orgel für sich trat. Er spielte ausgezeichnet und die schwierigsten Kompositionen; aber diese Thätigkeit verursachte ihm eine große geistige Anstrengung, wie der Schweiß bezeugte, der ihm im Gesicht stand; am Morgen erwachte er so müde, daß er kaum seine Tagesarbeit verrichten konnte. —

Theater.

— r. Das Ostend-Theater hat sich der Schmarren von der Sorte der „Kubanerin“ entledigt und ist am Mittwoch mit einem „Volksstück“ gekommen, wie man nun einmal die aus Sentimentalität und Possenhaftigkeit zusammengebrauten Bühnenwerke zu nennen beliebt. „Um tausend Mark“ heißt das aus sechs Bildern bestehende Stück der Herren Buchholz und

Felsch. Der Stoff ist vielfach in ähnlichen Erzeugnissen verbraucht worden: Ein junger Lustiger verjubelt fremdes Geld, sucht die Unterschleife durch Einbruch in den Geldschrank seines Prinzipals zu decken und wird bei der Diebesarbeit von seinem tugendhaften Bruder überrocht. Nun gerät dieser in Verdacht; verschiedenes Liebesglück geht beinahe in die Brüche, bis zum Schluß Wahrheit und Tugend siegen und die üblichen Verlobungen, die jeder Theaterbesucher für sein Geld beanspruchen kann, zu Stande kommen.

Wenn die Verfasser diese, an kleinen Theatern immer noch sehr beliebte Geschichte auch mit einem recht fühlbaren Mangel an Routine zurechtbringen, so findet sich bei ihnen doch hin und wieder ein überraschend prächtiger Broden gesunden Humors. Vielleicht daß sie später einmal eine über den Horizont des Ostend-Theaters hinausführende Arbeit zu Stande bringen. Am Ende gewöhnen die beiden Herren sich dann auch die Unart ab, den Mangel an Handlung durch einen Ueberfluß trister Klopfeisen zu verdecken. Das neue Stück wurde durchweg vortrefflich gespielt; besonders zeigte sich Herr Dill als humorbegabter Künstler. —

Völkerkunde.

c. Von den Höhlenwohnungen in Nord-Afrika. Die sich am Rande der Sahara finden, entwirft ein englischer Reisender folgende Schilderung: Die Höhlen liegen auf dem Wege der Karawanenzüge und werden von diesen, wenn sie die afrikanische Wüste durchqueren, auch aufgesucht. Kein Einfluß von außen her ist jedoch im Stande gewesen, ihre Bewohner von ihren alten Gewohnheiten, ihrer alten Tracht und ihrer eigenartigen Lebensweise abzubringen. Eine Höhlenstadt ist ein merkwürdiger Wohnort. Außerlich macht sie den Eindruck eines römischen Cirrus. Die Niederlassungen liegen übereinander in Höhlen und bilden einer kreisförmigen Wall, der nur einen einzigen Eingang von außen her hat. Alle Hausthüren öffnen sich nach dem Inneren, jede Wohnung hat nur eine Thür und ein Fenster. Man muß eine in den Wall gehauene Treppe erklimmen, um in die unteren Häuser zu gelangen, andere Stufen führen zu den höher gelegenen Höhlen. Ein primitives Schloß, das mit einem hölzernen Schlüssel geöffnet wird, schließt die Thüren. In den im Kreise gelegenen Wohnungen mit den außen lahen Wänden sind die Bewohner vor Angriffen der benachbarten Stämme wie in einer Festung geschützt. Diese Städte bestehen schon seit sehr langer Zeit. Die Höhlenbewohner sind ein friedliebendes Volk, sie sind intelligent und arbeitsam, treiben Viehzucht und bebauen das Land mit unermüdblicher Ausdauer. Das interessante Volk ist bis jetzt wenig von den Europäern aufgesucht worden, da es beschwerlich und gleichzeitig gefährlich ist, sich ihm zu nähern, denn wenn man glücklich dem Sirocco entflohen ist, hat man ungangbare Schluchten zu überwinden, ehe man zu diesen Wohnstätten gelangt. —

Geologisches.

— Die internationale Gletscherkommission, die vom 20. bis 25. August am Rhonegletscher versammelt war, sah, wie Forel in der „R. Züricher Ztg.“ mitteilt, bei dem Besuch des Unteraargletschers die Trümmer des gigantischen Steines, der ehemals das sogenannte „Hôtel des Neuchâtelais“ bildete. Der Stein wurde im Jahre 1834 erkannt. Seither hat er die Reise, vom Gletscher bewegt, fortgesetzt. In den Jahren 1838 bis 1845 studierten Louis Agassiz und seine Neuenburger Freunde die Gletscher, sie erforschten hauptsächlich den Unteraargletscher. Sie fanden auf der Moräne einen enormen Felsen, der eine natürliche Zufluchtsstätte bot. Er ruhte auf mehreren Steinen. Die Naturforscher brachten etliche Verbesserungen an. Die Steinblöcke, welche daraus entstand, nannten sie das „Hôtel des Neuchâtelais“. Von 1840—1844 war das Hotel der Versammlungsort aller derjenigen, welche die Gletschertheorien studierten. Aber der das Hotel bildende Stein war nicht sehr fest, schon im Jahre 1841 zeigte er mehrere Risse. Im Jahre 1844 war er in zwei Teile, im Jahre 1884 in drei, im Jahre 1899 in fünf Teile getrennt. Die Trennung erfolgte durch das Zu- und Aufgefrieren. Auf den Steinen las man die Namen Agassiz, Vogt, Ingenieur Stengel, Ingenieur Oh und andere. Die Trümmer des Blocks sind in einer Länge von 100 bis 150 Meter zerstreut; sie befinden sich infolge der steten Bewegung des Gletschers nicht mehr an ihrem ursprünglichen Ort. Das Hôtel des Neuchâtelais hat sich von 1842 bis 1846 im Jahre 73 Meter abwärts bewegt nach den Messungen von Agassiz. Von 1846 bis 1884 betrug die Abwärtsbewegung im Jahre 55 Meter und von 1884 bis 1889 53 Meter. Man besitzt also genaue Messungen der Bewegung des Unteraargletschers während eines Zeitraums von 60 Jahren. Das ist der längste Zeitraum der Messung einer Gletscherbewegung. —

Technisches.

— Ueber die neue Thalsperre der Stadt Chemnitz, die bei Neunzehnhain bei Marienberg mit einem Kostenaufwande von ca. 5—6 Millionen Mark errichtet wird, schreibt man dem „L.“: Bei dieser Thalsperreanlage handelt es sich eigentlich um drei Thalsperren, von denen die dritte nur als Sammel- und Ausgleichsbeden dient. Letztere, sowie die kleinere Sperre werden nur Erdbämme erhalten, während die große mit einer Sperrmauer abgegrenzt ist. Diese erregt infolgedessen das Hauptinteresse. Um einen Begriff von ihrer Größe zu geben, sei nur mit-

geteilt, daß diese Mauer allein ca. 1 Million kostet und die Fundamentbreite 14—15 Meter erreichen, wenn nicht über-schritten wird. Das neue Sammelbeden wird über drei Millionen Kubikmeter Wasser fassen, während das bei Einsiedel nur 300 000 Kubikmeter faßt, also ungefähr zehnmal mehr. Die Längenausdehnung beträgt 2 1/2 Kilometer, man wird also von der Mauer bis zum Ende eine halbe Stunde zu gehen haben. Die Staubböhe, also die Höhe der Sperrmauer, ist 36 Meter, während die Einsiedler nur 18 Meter Staubböhe hat. Den vierten Teil der ganzen Gebäude in Chemnitz könnten wir bequem in diesem Riesenbeden unterbringen und die Einwohnerzahl von Chemnitz und Umgebung, auf 200 000 Menschen angenommen, müßte täglich 41 Liter Wasser trinken, wenn sie es innerhalb eines Jahres austrinken wollte, ohne daß ein Tropfen Wasser zuströme. Das dritte Beden dient lediglich als Ausgleichsbeden und durch den eigenen Druck fließt das Wasser nach der Thalsperre bei Einsiedel. Zur Wasserentnahme dienen zunächst zwei eiserne Röhre von je 120 Centimeter Durchmesser, und das Wasser wird unterhalb der Stadt Pischouan drei Meter unter der Pischouanflußsohle hindurch und jenseits des Thales wieder in die Höhe geleitet. Von Zeit zu Zeit führen Schächte mit Treppen usw. in das Berginnere, um die Leitung usw. jederzeit revidieren, abstellen und erneuern zu können. Von hier bis zur Thalsperre Einsiedel wird das Wasser nach der Thalsperre in einem mächtigen Tunnel, der in Cementbeton ausgeführt ist, geleitet. Dieser Tunnel, der begehrbar gemacht wird, kommt stellenweise bis zu 40 Meter unter der Erdoberfläche zu liegen und ist auch durch Schächte von oben zu erreichen. Umfangreiche Bohrversuche haben schon stattgefunden; man hofft die Schwierigkeiten glücklich zu überwinden. Von der Einsiedlerperre aus wird dann das Wasser wie seither der Stadt zugeführt, also ein stärkerer Druck, der eine Umgestaltung des gesamten Rohrnetzes in der Stadt gegen den höheren Druck zur Folge hätte, vermieden. —

Humoristisches.

— Die Lieben Kleinen: „Nun, wie gefallen Dir Deine neuen Nachbarn?“
„Sehr gut; ihre Kinder sind so böß, daß uns die unsern jetzt wie Engel vorlommen.“ —
— Spieker-Proben-Angst. „Urßhl! Urßhl! Loufen's g'schwind zum Dokter — jetzt is schon halber sechs und i hab' mein Durst no net!“ —
— Münchner Scherzfrage. „Was ist der Unterschied zwischen einem Brief und einem Hund?“
„Gar loaner — der Brief is adressiert und der Hund is a dressiert.“ —
(„Jugend.“)

Notizen.

— Zwei große Staatspreise für Bildhanerei und Architektur im Betrage von je 3000 M. sind für das Jahr 1900 ausgesetzt. —
— Der erste deutsche Frauen-Orchesterverein, welcher am 1. September 1898 ins Leben trat, giebt sein erstes öffentliches Konzert am 10. Oktober im Vesthofen-Saal. —
— Die Ausführung des Goethe-Denkmal in Götting ist dem Berliner Bildhauer Pfuhl übertragen. —
— Paul Stoy, der ausgezeichnete schwäbische Erzähler, ist in Beitenhof bei Kufstein im 49. Lebensjahre gestorben. —
— Um den alten Vaustil Gildesheim nach Möglichkeit zu erhalten, sollen nur solche Neubauten zugelassen werden, die sich der alten Bauart anpassen. Es soll eine Sammlung von Zeichnungen für den Bau miltlerer und kleinerer Häuser veranstaltet werden. Zu diesem Zweck ist sorben ein Preisaußschreiben mit Preisen von 1000, 750 und 500 M. erlassen worden. Die Architekten werden darin aufgefordert, je 80 einfache Zeichnungen für Fassaden einzureichen. —
— Inwiefern hat Friedrich der Große die Flinten abgeschossen, die sein Vater geladen hat, und wie läßt sich das auf andere Mämer anwenden? — so lautet nach der „Frankf. Ztg.“ das Thema eines deutschen Aufsatzes, das in der Oberprima eines rheinischen Gymnasiums gestellt wurde. —
— Eine „Ausstellung religiöser Tonkunst“ will Paris im Ausstellungsjahre 1900 veranstalten. Man will internationale Aufführungen geistlicher Tonwerke veranstalten, in denen die religiösen Meisterwerke aller Zeiten und aller Nationen zu Gehör gebracht werden. —
— Das größte Gehalt unter allen österreichischen Hochschule-Professoren ist dem Obergeringieur Karl Hochenegg, der an die technische Hochschule in Wien berufen wurde, zuerkannt worden. —
— In Westpreußen hat man vor einigen Jahren mehrere Paare Auerhähne ausgesetzt. Dieser Versuch hat sich, den „R. Westf. Mitt.“ zufolge, glänzend bewährt. Es sind schon mehr als 40 Paare gezählt worden, und die Zahl wird sich bei sorgfamer Schonung in absehbarer Zeit bald um das Doppelte vermehren. —
— Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 10. September.